

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Der Radium-Vulkan.

Roman von St. E. White und S. D. Adams.

Authorisierte Uebersetzung. — Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Das Vorbereitend!“ rief Trendon.

„Nennen Sie es?“ fragte der Kapitän gespannt.

„Es ist eine von den Melodien, die man nicht wieder los wird.“ sagt der Arzt. „Hörte sie vor Jahren von einem Strandräuber unten in Neuseeland. Wenn den Kerl das Fieber packte, brüllte er das Lied und schlug den Takt dazu mit einem stählernen Paten, der bei ihm die Stelle der einen Hand vertrat. Herrgott — wie satt hatte ich das ewige Geplärre damals!“

„Na, damit wissen wir noch immer nicht, woran wir sind!“ sagte Forsythe.

Der große Kreuzer drehte bei, ließ die Talsen herab, um das Boot an Deck zu hissen, und Matrosen kletterten an Seilen in das Boot hinunter. Ein Bootsmann zog das verhüllende Segeltuch von der regungslosen Gestalt im Vordersteven. Er schrak mit einem Schrei zurück, denn er erkannte in dem Toten, unter dessen Armen ein Rettungsring befestigt war, den mit der ersten verschwundenen Mannschaft ausgeänderten Bootsmannsmaatens Timmins. Das Boot wurde an Bord gehißt.

„Zoi!“ entschied der Arzt kopfschüttelnd.

Der Tote wurde ehrfurchtsvoll beiseite gelegt und zugedeckt. Den Ueberlebenden betrachtete der Kapitän zögernd; er schien nicht übel Lust zu haben, ihn im Mannschaftslogis unterbringen zu lassen. Nach flüchtiger Musterung des Mannes riet aber Doktor Trendon, ihn in Edwards' leerstehende Kabine zu schaffen, wo der Arzt sich eine halbe Stunde mit ihm einschloß. Auf alle Fragen, mit denen man ihn bestürmte, als er wiederkam, hatte er nun einen mürrisch abweisenden Bescheid:

„Konnte bis jetzt nichts aus ihm herausbekommen! Noch zu schwach. Nicht völlig bei Bewußtsein.“

„Was fehlt ihm?“

„Gerade genug. Fieb über den Schädel. Fieber. Durst und Erschöpfung. Nervenschol!“

„Wie kam er an Bord der „Laughing Laß“? Weiß er etwas von Billy? Haben Sie ihn nach Joes und Mc Guire gefragt? Wie kam er in das kleine Boot? Wo sind die übrigen?“

„Weiß ich alles nicht.“ brummte der Arzt. „Soll ich den Mann mit ewiger Fragerei vollends umbringen?“

Er ließ die Kameraden sehen, um sich den Toten noch einmal anzusehen. Er untersuchte die Leiche gründlich, sagte aber kein Wort. Dem Kapitän mußte er zwar Rede und Antwort stehen, sagte sich jedoch sehr kurz —

„Wann mag der arme Timmins ertrunken sein, Doktor? Können Sie den Zeitpunkt ungefähr feststellen?“ hatte Kapitän Parlinson gefragt.

„Der Mann ist überhaupt nicht ertrunken!“ antwortete der Schiffsarzt. „— Kein Wasser in den Lungen!“

„Nicht ertrunken? An was ist er gestorben?“

„Ich — weiß nicht — hm — nun — — unter anderen Verhältnissen würde ich die Diagnose auf Gasvergiftung stellen!“

Die beiden Männer starrten einander in ratloser Verblüffung ins Gesicht. Gasvergiftung auf hoher See! Unter dessen mußte die Vogelische Zeichen wiederkehrenden Bewußtseins gegeben haben, denn man schickte nach dem Arzt. Er eilte sofort zu dem Kranken. Unterwegs erbat und erhielt Barnett die Erlaubnis, sich Doktor Trendon anzuschließen. Ruhelos wälzte sich der Mann auf seinem Lager. Sein ausgehörrter Mund öffnete und schloß sich mechanisch — in stammer, kläglicher Bitte um Wasser, das ihm aber nur tropfenweise gegeben werden durfte —

„Wollen es jetzt mit einem Schluck Whisky versuchen!“ sagte Doktor Trendon.

Er hielt dem Mann das Glas mit der belebenden Flüssigkeit an die Lippen, während Barnett ihn vorsichtig aufrichtete und stützte. Eine zitternde Hand streckte sich nach dem Glase aus und umschloß es mit krampfhaftem Griff.

„Na, Freundchen, wenn Sie wollen, können Sie das Glas auch selber halten!“ sagte der Arzt.

Das von den bebenden Fingern nur unsicher gehaltene Glas klirrte gegen die Zähne des Kranken. Ein tiefer, gieriger Zug. Dann richteten sich die fieberglähenden Augen auf das Gesicht des ersten Offiziers, und eine Stimme, die dem Kreischen einer rostigen Türringel ähnelte, krächzte:

„Profit, Barnett!“

Wie von einem Schläge getroffen, fuhr der erste Offizier zurück und hätte vor Schreck beinahe den Mann fallen lassen, den er aufrecht hielt. Mit offenem Munde starrte er dem Arzt an.

„Haben Sie gehört? Hat er wirklich meinen Namen gesagt?“ leuchte er.

„Deutlich!“

Die Augen des Kranken schlossen sich, aber er lachte; ein eigenümlich gewinnendes Lächeln, das flüchtig über sein Gesicht huschte. Das Lachen milderte einen Augenblick lang die scharfen, von Leiden und Entbehrungen gezogenen Linien im Gesicht des Mannes. Der erste Offizier starrte — und die Erinnerung kam ihm. An den Feldzug in den Philippinen — an die Seeschlacht vor Manila —

„Bei Gott — es ist Ralph Glade!“ schrie er.

„Der Journalist? Von der „Laughing Laß“?“ fragte der Doktor rasch.

„Von der „Laughing Laß“!“

Das Gesicht des ersten Offiziers glühte vor Aufregung.

„Vorsicht, Mr. Barnett!“ sagte der Arzt warnend.

„Mein Patient ist noch nicht kräftig genug, einer Dreifache von aufregenden Fragen standzuhalten!“

Doch die Fragen kamen von der anderen Seite. Mühsam die Augen öffnend, murrte der Kranke:

„Der Seemann? Wo?“  
 „Tot!“ antwortete Doktor Trendon. Dann übertrug er seine eigene Verordnung und fragte:  
 „Verließ er mit Ihnen zugleich den Schoner?“  
 „Habe ihn aufgelesen. Er trieb —“ stieß der Kranke hervor und sah den ersten Offizier an, als ob er in seiner Erinnerung suche.  
 „Ist dies — die „North Dakota“?“ flüsterte er dann.  
 „Rein. Bin auf ein anderes Schiff kommandiert worden. Wir sind auf der „Wolverine“.“  
 „Wo ist die „Laughing Laß“?“  
 Der Arzt schüttelte abwehrend den Kopf.  
 „Sagen Sie es mir!“ bat Slade.  
 „Warten Sie lieber — bis Sie sich kräftiger fühlen!“  
 „Kann nicht warten!“ leuchtete die heisere Stimme, und ein Ausdruck angstvoller Unruhe kam in die abgezehrten Züge.  
 „Sagen Sie ihm das Nottwendigste, Mr. Barnett!“ entschied der Doktor. „Aber fassen Sie sich kurz!“  
 „Vor zwei Tagen sichteten wir die „Laughing Laß“ in gutem Zustande, aber völlig verlassen,“ berichtete Barnett. „Das heißt, wir hielten sie wenigstens für verlassen.“  
 Der Kranke nickte heftig.  
 „Nun aber vermute ich, daß Sie damals an Bord waren.“  
 „Nein,“ leuchtete Slade. „Verließ — das Schiff schon vor vier — fünf Tagen — weiß das nicht mehr genau...“  
 Die Offiziere wechselten einen raschen Blick.  
 „Weiter!“ sagte Trendon dann zu Barnett.  
 „Wir schickten eine kleine Besatzung unter dem Kommando eines Unterleutnants an Bord,“ fuhr der erste Offizier fort, „sahen aber den Schoner am nächsten Abend wiederum völlig verlassen. Wo sind unsere Leute geblieben? Sie müssen etwas davon wissen. Wo ist Billy Edwards?“  
 „Wir ganz unbekannt,“ flüsterte der Kranke.  
 „Wo sind Jves und McQuire, die nach dem Verschwinden des Offiziers auf die „Laughing Laß“ geschickt wurden? Großer Gott, Mann!“ schrie Barnett — plötzlich — „reißen Sie sich zusammen und geben Sie uns wenigstens einen Anhaltspunkt!“  
 „Mr. Barnett!“ rief Doktor Trendon warnend. Doch das mühsam arbeitende Gehirn Slades schien langsamer zu reagieren, denn plötzlich wandte er den beiden Offizieren ein schredensbleiches Gesicht zu.  
 „Edwards — und Ihre Leute — das Schiff haben Sie verlassen? In der Nacht?“  
 „Was meint er damit?“ rief Barnett.  
 „Das Licht! Haben — Sie es gesehen?“  
 „Ja, wir sahen ein seltsames Licht,“ antwortete Trendon beruhigend — aber der Kranke richtete sich jäh empor und leuchtete: „Verloren — alle verloren!“ und sank bewußtlos zurück.  
 „Da haben wir die Bescherung,“ schimpfte der Arzt. „Sehen Sie jetzt, was Sie angerichtet haben mit Ihrer Fragerei? Verschwinden Sie wenigstens, ehe er wieder zu sich kommt! Reite Manier das, einen halbtoten Menschen so anzuschreien!“  
 Erst nach Verlauf einer Stunde kam Slade wieder zum Bewußtsein. Vergeblich untersagte ihm der Arzt das Sprechen. Immer wieder versuchte er, sich verständlich zu machen, bis er endlich mit unsäglichlicher Anstrengung die heiseren Worte hervorstieß:  
 „Der Vulkan?“  
 „Sie dürfen jetzt nicht sprechen!“ sagte der Arzt.  
 „Helfen Sie mir...“  
 Er versuchte sich aufzurichten, aber die mißhandelte Natur ließ sich nichts abtrotzen — kraftlos sank er wieder zurück.  
 Mit nachdenklich gesenktem Kopf ging Doktor Trendon an Deck, wo man ihn einige Minuten lang in erstem Gespräch mit dem Kapitän stehen sah. Gleich darauf verlangsamt die Maschinen der „Wolverine“ ihre Arbeit so weit, daß die Umdrehungen der Schraube gerade genügten, um das Schiff gegen den Seegang auf derselben Stelle zu halten.

Am folgenden Nachmittag meldete Doktor Trendon, daß sein Patient außer Gefahr sei:  
 „Er war halb verdurstet! Gewebe ausgetrocknet. Täglich getrunken — Fleischbrühe genossen — schlafen gelegt.“

Wacht auf — ist, schläft weiter wie ein Wickelkind! Prachtvolle Konstitution!“  
 „Der Herr läßt anfragen, ob er an Deck kommen darf, Herr Doktor!“ meldete eine Ordonanz.  
 „Aha — munter geworden. Kommen Sie, Barnett, wollen ihm helfen.“  
 Kurz darauf erschienen die beiden wieder an Deck, Ralph Slade zwischen sich führend. Die fast vierundzwanzigstündige Ruhe und die ärztliche Behandlung hatten Wunder gewirkt. Er war noch ziemlich schwach auf den Beinen und ließ sich nicht ungern stützen. Aber seine Augen blickten klar und auf den hohlen Wangen war ein Anflug von Farbe. Die Veränderung in seinem Aussehen, die der anständige Anzug, den Barnett ihm geliehen hatte, noch verstärkte, war so auffallend, daß Kapitän Parkinson sich innerlich beglückwünschte, seinem ersten Impuls, den vermeintlichen Vagabunden ins Mannschafszlogis zu schicken, nicht gefolgt zu sein.  
 Die Offiziere umringten den Genesenden und begrüßten ihn herzlich; aber der Journalist nahm sich kaum Zeit zu einer höflichen Entgegnung. Unruhig suchte er den Horizont ab, bis er mit erleichtertem Aufatmen die gerade der untergehenden Sonne vorgelagerte Rauchwolke des Vulkans bemerkte.  
 „Wo sind wir?“ fragte er Barnett, „und wie lange ist es her, daß Sie mich aufsuchten?“  
 „Das war gestern,“ antwortete der Navigationsoffizier. „Wir sind hin- und hergekreuzt, um nach unseren Leuten Ausguck zu halten.“  
 „Dann ist es also noch derselbe Vulkan —?“  
 „Natürlich!“ lachte Barnett. „Sie werden in der Gegend nicht gleich eine ganze Versammlung abhalten...“  
 „Nehmen Sie Kurs dorthin!“ schrie Slade aufgeregt, den Scherz nicht beachtend — „Auf der Insel dort ist ein Mensch! Vielleicht kommen wir noch rechtzeitig —“  
 „Noch einer! Keiner von den unsrigen? Nicht Billy Edwards?“ schrie und fragte alles durcheinander, bis Slade verwirrt wurde und Doktor Trendon scharf Ruhe gebot.  
 „Wie heißt er?“ fragte er den Journalisten.  
 „Darrow. Percy Darrow!“  
 „Wer, zum Kukud, ist Percy Darrow?“  
 „Der Assistent. Es ist eine lange Geschichte —“  
 „Das kann ich mir denken,“ mischte sich der Kapitän ein. „Sie müssen uns eine Menge zu berichten haben. Steuer- mannsmaat, halten Sie auf den Vulkan dort! Wo Sie herkommen und wer Percy Darrow ist, können Sie uns beim Mittagessen erzählen, Mr. Slade, aber eine Frage, die uns allen auf der Seele brennt, beantworten Sie uns, bitte, gleich! Wie kamen Sie auf das Boot, das wir vor zwei Tagen auf der „Laughing Laß“ fanden?“  
 „Ich habe die „Laughing Laß“ — warten Sie — ja, vor ungefähr fünf Tagen, wenn es nicht noch länger her ist, zum letzten Male gesehen.“  
 Die Offiziere starrten ihn mit ungläubigen Gesichtern an. „Ah — jetzt weiß ich — — es gab zwei ganz gleiche Boote auf dem Schoner. Sie sahen das andere, das vermutlich noch dort ist. Das kam nämlich so —“  
 „Halt!“ gebot Kapitän Parkinson mit erhobener Hand. „Die ganze Geschichte auf einmal, bitte, und nach Tisch!“  
 Auf Doktor Trendons ausdrücklichen Wunsch sprach man beim Essen von gleichgültigen Dingen, bis der Journalist die ihm vom Arzt vorgeschriebenen Speisen verzehrt hatte, eine Beschäftigung, die ihm sehr angenehm zu sein schien.  
 „Ah, das tat gut!“ sagte er. „Eine regelrechte Mahlzeit, sogar Kaffee hinterher! Bedenken Sie, meine Herren, daß ich heute zum erstenmal seit zwei Jahren an einem ordentlich gedeckten Tisch saß! Herr Doktor, ein paar Schluck von dem kühlen Stoff dort würden mir, glaube ich, wirklich nicht schaden.“  
 „Meinetwegen!“ sagte der Arzt. „Aber nur ein Glas!“  
 „Dann lassen Sie mir das größte holen, das Sie haben!“  
 Der Steward brachte ein hohes Glas mit einem Stück Eis darin. Nachdem Slade das Getränk gemischt hatte, starrte er eine Weile, ohne zu sprechen, vor sich hin, während seine Finger in gedankenverlorenem Spiel die feuchten Perlen auf der Außenseite des beschlagenen Glases verwischten.

„Ich weiß nicht, wie ich anfangen soll,“ sagte er endlich, „Alles klingt so verwirrt und unwahrscheinlich. Ob Scrubs und der Neger, Sandy Salomon, der Professor und die Missethäter — sie waren alle so leibhaftig da, als ich mitten

unter ihnen und mit ihnen lebte. Jetzt aber sitze ich wieder als Mensch bei anderen Menschen, und das Erlebte scheint unwirklich. Ich sage es Ihnen im Voraus: Ich werde Ihnen die volle Wahrheit sagen — Sie werden mir nicht glauben — und ich kann es Ihnen nicht einmal verdenken —

„In den letzten Tagen haben wir selbst Wunderbares genug erlebt,“ sagte der Kapitän vor sich hin.

Slade nahm einen tiefen Zug aus seinem Glase. Die Offiziere beugten sich in ihren Stühlen vor. Weißgeleibete Stewards walteten geräuschlos ihres Amtes, die geleerten Gläser zu füllen und den Rauchern das brennende Streichholz zu reichen, nachdem sie den Tisch abgeräumt hatten. Deutlich vernahm man das dumpfe Puffieren der Schraube.

„Ich bin Zeitungsreporter aus Berufswahl und Detektiv aus Instinkt,“ begann Slade. „Daneben bin ich eine journalistische Merkwürdigkeit, weil ich ein kleines Vermögen besitze. Also, meine Sachen bringe ich gewöhnlich beim „Star“ unter, weil ich dort gut angeschrieben bin und glänzend bezahlt werde. Als Gegenleistung erwartet man von mir, daß ich möglichst viel interessante Geschichten auskundschaftete. Natürlich werden mir die Unkosten ersetzt. So bummle ich in der Welt umher, höre dies und jenes, und wenn mich etwas interessiert, ruhe ich nicht eher, bis ich der Sache auf den Grund gekommen bin. Taugt sie etwas, so sende ich meinen Bericht ein. Sie sehen,“ fügte er lächelnd hinzu, „ich bin eine Art Geschichtenschreiber der Wirklichkeit. Die Sache macht mir Spaß, sie liegt mir. So viel über mich selbst. Sie mußten das wissen, um zu verstehen, wie ich in die Affäre der „Laughing Laß“ verwickelt wurde.“

„Da fällt mir ein,“ unterbrach ihn Barnett, „welche Schwierigkeiten Sie mit Kapitän Arnold hatten, als Sie an Bord der „North-Dakota“ kamen! Slade brachte alle möglichen alten Papiere vor,“ erzählte er lachend den andern. „Einen fünf Jahre alten Brief von der Redaktion des „Star“, Empfehlungen an die verschiedensten Menschen in aller Herren Länder, nur nicht an Kapitän Arnold, ein ehrenvolles Anerkennungs schreiben für seine im Apachenfeldzug bewiesene Tapferkeit, Bankzertifikate usw., aber der Kapitän wollte trotzdem nicht heran. „Wie wollen Sie mir beweisen, daß Sie Korrespondent des „Star“ sind?“ sagte er einfach. Wissen Sie noch, Slade, wodurch Sie ihn schließlich herum bekamen?“

Slade nickte.

„Na ja. Als gar nichts mehr versing, wühlte Slade aus seinem Kriegstornister eine Wachtuchhülle heraus, in der ein zeretztes Dokument steckte. „Nun passen Sie auf, Sie alter Dickhäuter,“ sagte er, „ich habe Ihnen nachgewiesen, daß ich schreiben und kämpfen kann. Hier bringe ich Ihnen noch den Beweis, daß ich segeln kann. Wenn Ihnen damit meine Befähigung, über etwaige kleine Unannehmlichkeiten zu berichten, in die Ihr vorjantflutlicher Waschkessel geraten könnte, nun noch nicht ausreichend bescheinigt ist, gehe ich aufs Land und baue Kohl!“ Damit überreichte er dem Kapitän ein Steuermannspatent! Wo, in aller Welt, hatten Sie das nur her? Darüber habe ich mir schon damals den Kopf halb kaputt zerbrochen!“

„Zuhr als Süßwassermatrose auf den Großen Seen,“ lachte Slade.

„Na, Ihre Frechheit und das Zeugnis gaben bei dem Kapitän, der im Bürgerkriege selbst Segler gewesen war, den Ausschlag.“

„So viel von mir,“ nickte Slade. „Was nun die „Laughing Laß“ — — —“

(Fortsetzung folgt.)

### Aus einem englischen Kriegstagebuch im Jahre 1946.

Die folgende Zukunftssatire, in der die Verhältnisse im 32. Jahre des Weltkrieges betrachtet werden, findet sich in der Daily Mail: „1. Januar 1946. Nun hat also das 32. Jahr des Weltkrieges begonnen, und die Menschen sind bereits so vollkommen an den Krieg gewöhnt, daß viele ernstlich befürchten, der Ausbruch des Friedens könnte die Sitten und Anschauungen der Gegenwart in bedrohlicher Weise über den Dauen werfen. So erklärte mir ein Freund, daß der Friedensausbruch ihn dem finanziellen Ruin preisgeben würde, da er vor 32 Jahren Bierbrauer war, seine Brauerei in eine Werkstatz zur Herstellung tödlicher Gase verwandelt hat und nun seine Angestellten natürlich bereits vollkommen vergessen haben, wie man Bier macht. Solche Befürchtungen tauchen immer zahlreicher auf, und dunkle Gerüchte über baldige Friedensmöglichkeiten drängten die weitesten Kreise

der Bevölkerung. So hat sich bekanntlich der Millionär Oliver Grotte, der bekannte Radiumleuchtöhrenkönig, den Hals mit einem Rasiermesser durchschnitten, weil er hörte, daß die Diplomaten der streitenden Mächte in einem Meinungsaustausch eingetreten wären. Heute unterhielt ich mich mit meinem Schneider, und er äußerte seine Sorge darüber, wie die vielen Männer nach ihrer Rückkehr aus dem Felde mit Zivilanzügen versehen werden sollten, da bekanntlich die Uniformen schon längst mit den sog. Uniformmaschinen hergestellt werden und die eigentlichen Schneider sich nur noch auf das Verfertigen von Damenkleidern verstehen. Nun könnte man ja die heimgekehrten Krieger mit Frauenröden beschenken; aber mein Schneider meint, daß diese Röcke infolge der Mode so kurz geworden wären, daß die Männer in unserem nebligen Klima sich leicht eine Erkältung an den Beinen zuziehen könnten. 3. März. Die Zeitungen sind voll von Ermahnungen an die Regierung, sich endlich zu einer amtlichen Festsetzung der Lebensmittelpreise zu entschließen. Die armen Munitionsarbeiter die nur 300—400 Mark in der Woche erhalten, können natürlich mit ihrem Geld längst nicht mehr auskommen. Denn ein Pfund Butter kostet heute schon 60 Mark, eine Kartoffel, wenn sie nicht allzu groß ist, 1 Mark, und für die Fleischpöllen, die in den Apotheken verkauft werden, muß man 5 Schilling pro Stück Lendenbraten im Jahre 1914. Diese Preissteigerung ist insofern bemerkenswert, als man sieht, daß die Beherrschung der See nicht immer die wünschenswerten Ergebnisse zeitigt. Uebrigens häufen sich die Beschwerden über die zu großen Einnahmen gewisser Kriegslieferanten. Aber die Regierung hat diesen Unfug mit gerechter Entrüstung zurückgewiesen, indem sie erklärt, daß die Kriegslieferanten die größten Patrioten sind, da sie ja 70 Prozent ihrer Einnahmen als Steuer wieder zurückgeben müssen und es nur dadurch überhaupt möglich ist, den Krieg finanziell weiterzuführen. 19. Mai. Man spricht sehr viel über eine neue Bewegung unter den Bischöfen gegen Luxus und zu geringe Sparfamkeit. Es scheint, daß ein neuer Rogrom gegen öffentliche Unterhaltungen verankaltet werden soll, und alte Leute berichten wieder über die wilden Ausschreitungen des Jahres 1916, da es noch einzelne schamlose Kreaturen gegeben haben soll, die es wagten, Konzerte und Kinos zu besuchen. 5. Juni. Eine unserer unterhaltfamsten Zeitungen weiß über einen komischen Vorfall zu berichten. Ein Freiwohlfürter hatte sich entschlossen, einen im Felde stehenden Freiwilligen der Rühener-Armee durch Briefwechsel zu erheitern. Er fand viel Freude an dem brieflichen Verkehr mit diesem jungen Mann und dachte schon daran, ihm eventuell seine Tochter als Frau zu geben, wenn er zu einem Urlaub nach England käme. Um so mehr erschrak er, als der junge Mann wirklich mit zweiwöchentlichem Heimaturlaub eintraf und sich als ein Burche von 70 Jahren erwies. 4. August. Der Jahrestag unseres Eintrittes in den großen Krieg. Würdevolle Feierlichkeit in London und viele wunderbare Kriegsbreden. Besonders schön war die Rede unseres Ministerpräsidenten Asquith, der in letzter Zeit ein wenig zu altert beginnt, aber erklärt, daß er sich erst jetzt recht reif fühle, das Staatsschiff machtvoll zu lenken. Wirkungsvolle Artikel in den Zeitungen, die zur Feier des Tages trotz des Papierverwendungsverbotes ausnahmsweise in einem Format von fünf Millimeter in der Länge und vier Millimeter in der Breite erscheinen durften. Alles war über diese glückliche Zustände erfreut, und man beschäftigte sich viel mit der Prophezeiung eines bekannten Journalisten, daß noch in diesem Jahre der Kriegsschluß gesichert wäre. Er folgert dies aus der Tatsache, daß man auf allen Seiten so viele Gefangene gemacht hat, daß so viele Engländer in Deutschland und so viele Deutsche in England sind, daß eine Fortsetzung des Hungerkrieges gegen das Deutsche Reich eine Ausshungerung des britischen Volkes bedeuten würde. So kann man sagen, daß England heute Deutschland und Deutschland heute England ist, und daß es Bürgerkrieg und Selbstmord wäre, die Kämpfe noch lange fortzusetzen. Tatsächlich besagen zahlreiche Gerüchte, daß unsere Flotte und unsere Armee nunmehr aus lauter Deutschen und die Flotte und Armee der Deutschen aus lauter Engländern bestehen, die von den beiden Regierungen gegen das Völkerrecht zum Kriegsdienst gezwungen wurden. Demnach wäre wirklich in absehbarer Zeit ein Ende zu erwarten. Der Himmel sei gefegnet.“

### Vermischtes.

\* Staatliche Heiratsvermittlung in Frankreich. In seiner oft unfreiwillig komischen Artifelserie über Maßnahmen zur Erreichung eines Bevölkerungszuwachses und die Gestaltung des französischen Familienlebens in künftiger Friedenszeit ist Brieur im Journal nunmehr bei dem Problem der Heiratsvermittlung angelangt. „So unglaublich es auch scheinen mag,“ schreibt der um Frankreichs Fortpflanzung so besorgte Akademiker, „es gibt bei uns eine Unmenge von jungen Leuten — Männern und Frauen — die infolge der Ungunst entgegen ihrem eigenen Willen ledig bleiben. Die Schuld hieran trägt die Strenge der Sitten, nach welcher den jungen Leuten nur auf dem Wege gesellschaftlichen Verkehrs oder durch die umständliche Vermittlung Verwandter und Bekannter Gelegenheit gegeben ist, sich gegenseitig kennen zu lernen. Die Zahl der Briefe, die ich in

lester Zeit über dieses Thema erhalten habe, zeigt mit erschreckender Deutlichkeit, wie sehr diese Umstände an dem bedrohlichen Bevölkerungsrückgang Frankreichs schuld tragen. Besonders unsere Soldaten, die sich auf kurzem Urlaub in ihren Heimatstädten befinden und nur zu gerne die Gelegenheit benützen würden, sich zu verheiraten, um der Republik zur Sicherung ihrer künftigen Kraft neue Krieger zu schenken, müssen unter diesen gesellschaftlichen Vorurteilen leiden. Der Krieger, der in wenigen Tagen wieder an die Front geht, hat keine Zeit und keine Gelegenheit, das Mädchen, das ihm gefällt, auf dem vorgeschriebenen umständlichen Wege kennen zu lernen. Und da das Ansprechen auf der Straße nicht gerade das wünschenswerthe Beispiel für eine Eheschließung ist, kehrt er als Junggeselle in den Donner der Geschütze zurück, und Frankreich hat wieder einmal die Hoffnung auf künftige Bürger verloren. Aber auch im Frieden bleibt das Problem bestehen, und darum ist es jetzt unsere dringende Pflicht, endlich diesem für unser Staatsleben so gefährlichen Uebel abzuhelfen.“ Gewarnt durch die Mißerfolge, die Brietz bereits mehrfach mit seinen eigenen Ideen auf diesem Gebiete bei seinen Landsleuten zu verzeichnen hatte, holte er in verschiedenen Bevölkerungskreisen Meinungen und Vorschläge ein. Das Ergebnis dieser Tätigkeit gipfelt in dem Plan, den Staat ganz offiziell zur Heiratsvermittlung heranzuziehen: „Es bleibt nichts anderes übrig, als die Heirat nach dem Kriege regelrecht zu organisieren, wie man heutzutage die Arbeit, den Hilfsdienst und überhaupt den ganzen Krieg organisiert. Gibt es nicht in jeder Gemeinde Arbeitsvermittlungsstellen für jene, die nicht aus eigenen Kräften eine Anstellung finden? Und werden dadurch die anderen geschädigt, die das Glück haben, sich selbst eine Lebensstellung zu begründen? Was liegt also näher als die Einrichtung offizieller staatlicher Heiratsvermittlungsbüros? Jedes Mädchen und jeder junge Mann könnte sich auf einem solchen Amt, zu dem sie nach ihrem Wohnort zuständig sind, einschreiben und dem Namen gewisse Daten wie Beruf, Bildungsgang, hervorragende Eigenschaften, Eigenschaften des Charakters und Gemütes und besondere Wünsche hinzufügen. Auf diese Weise würde jeder aus einem solchen Register diejenige Person herausfinden können, die seiner Art am meisten entspricht. Die Ehekanidaten und Kandidatinnen würden sich kennen lernen und sicherlich in zahllosen Fällen den Entschluß fassen, den Weg des Lebens gemeinschaftlich weiterzuschreiten. Darum muß sofort ein solches System eingeführt werden, und diese Organisation könnte den Titel „Die Braut des Kriegers“ tragen. In jeder Kleinstadt und in jedem Viertel der großen Städte sollte die Regierung ein solches Vermittlungsamt errichten. Nur auf diese Weise werden wir die Menschenreserven erhalten, die uns vor zukünftigem Unheil bewahren können!“

Wie man sich bei Hofe benehmen soll. In einem Wiener Archiv befindet sich eine Orde, die für die zu Hofkellern geladenen Offiziere im Jahre 1624 ausgegeben wurde. In der Einleitung dazu wird bemerkt, daß der größte Teil dieser Offiziere sich zwar „mit Höflichkeit und guter Erziehung gleich wahren Kavaliere[n] aufgeführt“, daß es aber doch als notwendig erachtet worden, den jüngeren, noch weniger erfahrenen Herren das folgende einzuprägen: 1. Gleich nach Ankunft den K. K. Hoheiten ihre Reverenz erweisen und hübsch gekleidet sein mit Rock und Stiefeln. 2. Bei Tafel nicht mit dem Stuhle schwanzen oder sich daran festeln, noch die Beine lang ausstrecken. 3. Nicht nach jedem Mundvoll Essen trinken, den Becher nicht mehr als bis zur Hälfte nach jedem Gang leeren und vor dem Trinken den Mund und Schnurrbart rein abwischen. 4. Die Hände nicht in die Schüsseln stecken und die Knochen nicht unter den Tisch werfen. 5. Nicht die Finger abzelen, noch in die Teller ausspucken und ebensovienig die Nase am Tischlich abwischen. 6. Nicht so bestialisch trinken, um verhindert zu sein, aufrecht weggehen zu können oder gar vom Stuhl zu fallen.

Der Erfinder der „Seeschlange“. Léon Gozlan, der vor 50 Jahren am 14. September starb, einer der bekanntesten französischen Journalisten, hat in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts im „Constitutionnell“ die Zeitungsentee von der Seeschlange in die Welt gesetzt. Das gibt ihm eine gewisse Unsterblichkeit, die so gestattet, heute an ihn zu erinnern. Zu Marseille 1808 als Sohn eines jüdischen Kaufmanns geboren, war er mit zwei Jahren getauft worden, was aber erst nach seinem Tode bekannt wurde. Er selbst scheint sich stets für einen Israeliten gehalten zu haben, und schon sollte er nach israelitischen Gebräuchen bestattet werden, da wurde sein Taufgenie zu Tage gefördert. Sein Vater, einst ein angesehener reicher Heeder, hatte sein ganzes Vermögen verloren, so mußte Léon seine Studien unterbrechen und ging mit siebzehn Jahren mit einer Schiffsladung Champagner nach Algier. Unterwegs geriet er in Streit mit dem Kapitän, der ohne viel Umstände den hitzigen Jüngling ans Land setzte. Gozlan schloß sich nun einer „Gesellschaft von Rüstfahrern“ an, die ihn nach dem Senegal mitnahmen. Auf dieser Reise wurde er auf einer kleinen Insel in den afrikanischen Gewässern, als er bei der Jagd sich zu weit vorwagte, von einer Neegerichar angegriffen und mit einem Dolche an der Stirn verwundet, wovon er zeitlebens eine Narbe behielt. Seine Reisegefährten widmeten sich dann dem Sklavenhandel, und Gozlan kehrte nach Marseille zurück, von wo ihn der Weg bald nach Paris, zur Literatur und schließlich zum

Journalismus führte. Die Seeschlange, deren Erfinder er ist, stammt also aus seiner Seeräuberzeit. Ob nicht auch von den heutigen französischen Journalisten mancher in seiner Jugend bereits das Piratenhandwerk ausgeübt hat?

Verkaufte Regimenter. Im 18. Jahrhundert war es durchaus keine Seltenheit, daß ein Landesherrt einem anderen gegen eine bare Geldentschädigung einen vollständig formierten Truppenteil überließ. Die Truppen schworen dann dem neuen Kriegsherrn und wurden in dessen Armee einrangiert. Das preussische Infanterieregiment Nr. 40 der alten Armee war ein solches gekauftes Regiment. Im Jahre 1732 war es von dem Herzog von Sachsen-Eisenach zu drei Bataillonen errichtet worden und hatte als herzogliches Regiment im kaiserlichen Heere den Feldzug am Rhein mitgemacht. Nach dem Frieden ward es auf ein Bataillon reduziert und 1740 an Preußen verkauft, wo es die Nummer 40 erhielt und nach Schweidnitz in Garnison kam. Die Papiere und Dokumente über diesen Verkauf befinden sich im Geheimen Staatsarchiv in Berlin. Man muß hierbei bedenken, daß der Soldat zu damaliger Zeit ein vaterlandsloser Kriegergeist war, dem das Kriegshandwerk als solches oblag, ganz gleich wo für und gegen wen er kämpfte. Daß einzelne Offiziere oder Soldaten nacheinander in verschiedenen Heeren kämpften und gegen frühere gute Kameraden im Felde standen, kam dabei natürlich oft genug vor.

Die Bettdecke als Schlafrock. Um allen Bedürfnissen bettlägeriger Menschen zu entsprechen und allen durch Aufdecken oder ungleiche Erwärmung möglichen Schädigungen vorzubeugen, hat, wie P. Jakobsohn der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ mitteilt, ein Fräulein M. Hübner eine ideale Bettdecke entworfen und geschneidert. In der Mitte der oberen Schmalseite ist ein runder Ausschnitt angebracht, der sich, wie der Halsausschnitt eines Kleides, um die Schulter legt, so daß nur Oberhals und Kinn frei sind. Die Stelle für diesen Durchschluß ist so gewählt, daß beim Aufrichten im Bett die Seitenteile wie ein Krankenbettmantel zurückklappen und den Kranken auch in dieser Stellung warm einhüllen. Außerdem besitzt die Bettdecke noch ein paar Schlitze für die Arme, an die plüschärmelartige Buchhüllen angenäht sind. Auf der Vorderseite ist eine Tasche für Buch, Taschentuch, Börse usw. angebracht, die das ewige Verlegen und Verirrtwerden solcher Gegenstände verhindert. Für ein kurzes Aussteigen ist diese vielseitige Bettdecke ebenfalls gebrauchstüchtig: der untere Dedenteil muß nur emporgelappt und die zwei Rückenteile aneinandergehaßt werden, um einen warmhaltenden Schlafrock zu erhalten.

**Siesener Hausfrauen-Verein.**

Wochen-Küchenzettel.

- Sonntag: Tomatensuppe mit Weismehl, Schmorbraten, Endiviensalat, Salzkartoffeln.
  - Montag: Brühe von Bratenknochen mit Nudeln, Rotkraut (ohne Fett, mit Essig, Butter und Kapseln gekocht), Kartoffelbrot mit Speck und Zwiebeln.
  - Dienstag: Kartoffelsuppe, Hefesöße mit gekochten Zwetschen.
  - Mittwoch: Kapselsuppe, Seringskoteletten, Gurkengemüse, Kartoffeln.
  - Donnerstag: Gerstensuppe, Feilandsellen, Bohnensalat, Schalkartoffeln.
  - Freitag: Möhrensuppe, Weißkrautflöße\* mit Tomatensauce.
  - Samstag: Zwetschensuppe, Kartoffelgemüse, Essiggurken.
- Fleischerteilung: 5 Personen 2 Pfund, d. i. Sonntag 1 1/2 Pfund, Donnerstag 1/2 Pfund Hackfleisch.

\*) Weißkrautflöße: 2 Pfund Weißkraut oder Wirsing werden gekocht, und durch die Fleischmaschine gedreht, 125 Gramm gekochte, erkaltete Kartoffeln gerieben, 125 Gramm Mehl, 2 Eier, Salz, Pfeffer, Muskatnuß; dies alles gut gemischt, mit bemehlten Händen runde flöße geformt, und in Salzwasser 1/4 Stunde langsam kochen lassen.

**Ergänzungsrätsel.**

W. n. p. . . R. s. n. u. g. b. ü. . .  
 G. . t. e. L. n. s. . . n. d. ;  
 W. . n. i. S. . n' . m . . öch . . e. g. ü. t.  
 R. h. . . e. o. n. n. e. del

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Diamant-Rätsels in voriger Nummer:

A  
 A a l  
 B i r n e  
 A a r b u r g  
 T a u b e  
 O r b  
 g